

JESÚS CAÑADAS

AM
ANFANG
IST DER
TOD

A woman with long dark hair, wearing a black jacket and pants, is running away from the viewer on a set of train tracks. The tracks lead into a tunnel with a blue-green tint. The woman's hair is blowing in the wind, suggesting she is running quickly. The overall mood is suspenseful and mysterious.

»DER MEISTER DES SCHRECKENS.« EL MUNDO

THRILLER SUHRKAMP

SV

[REDACTED]
[REDACTED] Jesús Cañadas [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED] Am [REDACTED]
[REDACTED] Anfang [REDACTED]
[REDACTED] ist [REDACTED]
[REDACTED] der [REDACTED]
[REDACTED] Tod [REDACTED]

Thriller

Aus dem Spanischen von
Verena Kilchling

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Dientes Rojos bei Obscura Editorial, Barcelona.
Published by arrangement with UnderCover Literary Agents.



Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5343
Deutsche Erstaussage
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
© 2021 by Jesús Cañadas
© für die Illustrationen: 2021 by David Rendo
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werkes
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagfotos: Marie Carr/Trevillion Images (Frau),

Mark Owen/Trevillion Images (Tunnel)

Umschlaggestaltung: zero-media.net

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47343-6

www.suhrkamp.de

Black girl, black girl, don't lie to me.
Tell me, where did you sleep last night?
»In the Pines«, amerikanischer Folksong

If only you could talk to the monsters!
Zitat aus einer der ersten Kritiken zum Videospiel Doom.

[REDACTED] 1 [REDACTED] Kocaj [REDACTED]

Griessmühle

Ich folge ihr schon seit einer ganzen Weile und weiß nicht, was ich tun soll. Die junge Frau mit dem pistaziengrünen Koffer geht langsam; ich glaube, sie ist sich nicht sicher, ob sie wegrennen oder mich vorbeilassen soll. Sie tut keins von beidem. Vermutlich fragt sie sich, was passiert, wenn sie stehen bleibt und ich ebenfalls stehen bleibe. Wenn sie losrennt und ich ihr hinterherrenne. Herausfinden will sie es lieber nicht, könnte ich mir vorstellen. Um diese Zeit sind die Straßen leer, nur hier und da fährt ein Auto mit voll aufgedrehter Heizung und fest verschlossenen Fenstern vorbei. In dieser Gegend gibt es weder Dönerläden noch Spätis, in denen sie Zuflucht suchen könnte. Zuflucht vor mir. Als ob ich ein Gewitter wäre. Als ob ich gefährlich wäre.

Stattdessen geht sie im gleichen Rhythmus weiter. Die Rollen ihres pistaziengrünen Koffers rattern über den Gehweg. Ich weiß nicht, wo sie hinwill. Was ich sehr wohl weiß: dass ich ihr schon seit geraumer Zeit folge. Und unschlüssig bin, was ich tun soll.

Vor gut einer Stunde lag ich noch in Ninas Bett und beobachtete, wie sie ihren Slip anzog, ihre Trainingshose, ein Pailletenshirt mit dem Konterfei von Lady Gaga. Wie sie mit ihren Socken, die sie nicht ausgezogen hatte, in rosa Hausschuhe schlüpfte.

»Magst du Lana Del Rey?«, fragte ich sie unvermittelt.

»Nein«, antwortete Nina.

Auf der Straße ist sonst niemand unterwegs. Es ist Ende Oktober, und die Stadt ist bereits in ewiger Nacht versunken. Vor einer Woche wurde die Zeit umgestellt, jetzt dämmt es

schon gegen halb fünf. Monatelange Dunkelheit liegt vor uns. Die junge Frau tut so, als würde sie ein Schaufenster betrachten, aber mir entgeht nicht, dass ihr Blick in meine Richtung huscht. Sie will wissen, ob ich noch hinter ihr bin. Sie sieht mich und dreht den Hals ruckartig wieder in die andere Richtung. Die Bäume entlang des Gehwegs haben schon ihre Blätter verloren. Über uns kreuzen sich tote Zweige.

»Ich hab auf einem Plakat gesehen, dass sie bald nach Berlin kommt«, teilte ich Nina mit. »Wenn du willst, gehen wir hin.«

»Ich sagte doch gerade, dass ich sie nicht mag, Kocaj. Hörst du mir überhaupt zu?«

Ich sprang auf und zog mich ebenfalls an, wobei ich darauf achtete, nicht auf das zugeknottete Kondom auf dem Boden zu treten. Es dauerte eine Weile, bis ich meinen Geldbeutel fand. Offenbar hatte ihn ein achtloser Fußtritt von uns unter den Schreibtisch befördert. Ich muss mir unbedingt angewöhnen, ihn neben der Pistole abzulegen.

Die junge Frau mit dem pistaziengrünen Koffer beschleunigt ihre Schritte. Ich könnte die Straßenseite wechseln. Ich könnte einfach stehen bleiben. Warten, bis sie sich entfernt hat. Doch ich tue es nicht. Ich gehe weiter, im gleichen Rhythmus wie sie. Die Situation ärgert mich. Sie kann natürlich nichts dafür, dass sie sich bedroht fühlt, aber ich auch nicht. Ich bin nur auf dem Heimweg und gehe zufällig hinter ihr her. Mit wenigen Metern Abstand. Seit fast einer Stunde. Ich könnte das Handy rausholen und mit Jana telefonieren, oder mit Suly; könnte mich über Fußball unterhalten, schön laut, damit sie merkt, dass ich auch nur ein ganz normaler Mensch bin. Ich tue es nicht.

Nina war sauer, weil ich so früh ging.

»Wollten wir nicht zusammen einen Film schauen, Kocaj?«

»Ein anderes Mal. Ich muss um sieben zu Hause sein.«

»Dann verpiss dich.«

Ich ging zu ihr, um ihr einen Kuss zu geben, aber sie dreh-

te das Gesicht weg. Mein Kuss landete auf dem chinesischen Schriftzeichen, das sie auf den Hals tätowiert hat. Ein Blick aus dem Fenster verriet mir, dass es bereits stockdunkel war. Also verstaute ich hastig Pistole und Geldbeutel in meiner Sporttasche.

»Kocaj«, sagte Nina, als ich gerade die Wohnungstür aufmachen wollte. »Ich denke, wir sollten uns nicht mehr sehen.«

Ich nahm die Hand von der Türklinke.

»Warum?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Weil ich nicht mehr will.«

»Bist du sauer?«

»Nein. Ich hab nur keine Lust mehr.«

Einige Sekunden vergingen. Ich legte wieder die Hand auf die Klinke, öffnete die Tür.

»Wie du willst.«

»Fick dich, Kocaj.«

Ich verließ Ninas Wohnung und machte leise die Tür hinter mir zu.

Wenn man als Frau abends allein in Neukölln unterwegs ist, noch dazu bei dieser Kälte und Dunkelheit, ist jemand, der einem schon so lange folgt, ganz bestimmt kein normaler Mensch. Hinzu kommt mein nicht gerade vertrauenerweckendes Äußeres: ein großer Typ, die dunkelblonden Haare kurzgeschoren, blass und mit ausgeprägten slawischen Gesichtszügen. Wahrscheinlich wirke ich wie ein Gangster, und das auch nur an guten Tagen. An schlechten bin ich eher Draculas Cousin. Ich müsste wirklich dringend die Straßenseite wechseln. Aber ich tue es nicht. Ich tue gar nichts, gehe nur weiter geradeaus.

Nina wohnt im Norden Berlins, in jener diffusen Gegend, die die Bezirke Wedding und Mitte je nach Anlass für sich beanspruchen. Als ich am Gesundbrunnen zur S-Bahn hochging,

sah ich, dass die Ringbahn nicht fuhr. *Ursache ist ein Unfall im Bahnhof Treptower Park. Entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten. Der Bahnverkehr wird so bald wie möglich wieder aufgenommen.*

»Sorry.«

Gemeint war ich.

»Sorry, sprichst du Englisch?«

Ich drehte mich zu der Stimme um und konnte nicht umhin, ihre Besitzerin von Kopf bis Fuß zu mustern. Sie war klein und zierlich, völlig unzulänglich gekleidet für den Berliner Herbst mit einem Leinenkleid, Strumpfhosen und einer leichten Wolljacke. Sehr schwarze kurze Haare, die linke untere Schädelhälfte rasiert. Sie merkte, dass ich sie anstarrte, und schien es zu bereuen, mich angesprochen zu haben.

»Ja.«

»Die S-Bahn fährt nicht, oder?« Ausländischer Akzent. Französin, Spanierin, etwas in der Art. Ich schüttelte den Kopf.

»Weißt du, wie ich zur Sonnenallee komme?«

»Ja.« Ich zeigte zum anderen Ende des Bahnhofs. »Du gehst dort hinten die Treppe runter, nimmst die U8 Richtung Hermannstraße und steigst am Hermannplatz aus. Dort beginnt die Sonnenallee. Je nachdem, auf welche Höhe du musst, lohnt es sich, in den M41er Bus umzusteigen. Wo genau willst du hin?«

Ein Fehler. Ihr ganzer Körper wich vor mir zurück.

»Das reicht mir schon, danke.«

»Gerne. Einen schönen Abend.«

Sie marschierte mit ihrem pistaziengrünen Koffer los, und ich atmete durch die Nase aus. Dann ging ich in dieselbe Richtung los. Erst als sie in die U8 stieg, merkte sie, dass ich hinter ihr war. Ich stieg ebenfalls ein und setzte mich in den hinteren Teil des Waggons. Als sich unsere Blicke trafen, lächelte sie mir zu, aber es war das gezwungene Lächeln, mit dem man einen

Bettler bedenkt, wenn man kein Kleingeld bei sich hat oder ihm nichts geben will. Ich blickte während der ganzen Fahrt aus dem Fenster. Wenn ich behaupten würde, ich hätte nicht ihr Spiegelbild in der Fensterscheibe betrachtet, würde ich lügen. Sie erwischte mich mehr als einmal dabei.

Dann kam das Schlimmste, zumindest für sie.

Am Hermannplatz stieg sie aus, und auch ich verließ die U-Bahn. Sie stieg in den M41er Bus um, ich folgte ihr. An der Haltestelle Mareschstraße stieg sie aus, genau wie ich. Sie ging die Mareschstraße entlang bis zur Schudomastraße und bog rechts ab. Auch ich ging dort nach rechts. Inzwischen musste es um die vierzig Minuten her sein, dass sie mich gefragt hatte, wie man zur Sonnenallee kommt – und dass ich sie gefragt hatte, wo sie genau hinmusste, und damit ihr Misstrauen erregt hatte.

Wie still die Straße ist.

Das Einzige, was zu hören ist, sind die Rollen ihres pistaziengrünen Koffers auf dem Asphalt. Ihre Nervosität ist jetzt greifbar. Sie sieht sich alle paar Schritte unverhohlen um, erblickt mich weniger als zwanzig Meter hinter sich, auf demselben Gehweg. Ich sollte endlich zur anderen Straßenseite wechseln. Ich tue es nicht.

Die junge Frau mit dem pistaziengrünen Koffer geht die Schudomastraße entlang, bis sie zum Böhmischem Platz kommt, einem hässlichen kleinen Rechteck mit zwei Tischtennisplatten in der Mitte. Sie lässt die Apotheke rechts liegen, überquert den Platz und biegt in die Niemetzstraße ein. Jetzt rennt sie beinahe.

Vor dem Haus mit der Nummer vierzehn bleibt sie stehen. Genau wie ich.

In diesem Moment bricht sich die aufgestaute Angst in ihr Bahn. Ruckartig dreht sie sich zu mir um. In der Hand hält sie einen Gegenstand.

»Keinen Schritt näher, du Hurensohn!«, faucht sie mich in einem Englisch an, das sie in Filmen aufgeschnappt zu haben scheint.

Pfefferspray, natürlich.

Ich hebe die Hände.

»Keine Angst, ich tue dir nichts.«

»Ich hab gesagt, du sollst nicht näher kommen!«

»Ich hab mich doch gar nicht bewegt.«

»Hau ab, oder ich rufe die Polizei.«

Ich kneife die Lippen zusammen, bleibe jedoch, wo ich bin.

»Du sollst abhauen!«

Ihr Schrei hallt durch die leere Straße. In einigen Fenstern geht das Licht an. In der Niemetzstraße wohnen hauptsächlich Türken und Polen, Arbeiterfamilien, die im Baugewerbe oder in der Gastronomie schufteten und nachts ihre Ruhe haben wollen. Ich weiß das so genau, weil ich hier aufgewachsen bin.

»Das wird leider nicht möglich sein.«

»Was?« Jetzt zittert ihre Stimme doch. Was bin ich für ein Arschloch. Wie einfach wäre es gewesen, die Straßenseite zu wechseln oder stehen zu bleiben und ein Telefongespräch vorzutauschen. Wie leicht hätte ich verhindern können, dass ich dieser jungen Frau Angst einjage, zumal über eine so lange Strecke. Und wie leicht ist es mir gefallen, es zu tun.

»Ich meinte nur, dass ich nirgendwo anders hin kann. Ich wohne hier.«

Die Verwirrung lässt ihre Züge entgleisen. Sie hat eine spitze Nase mit einem Piercing im rechten Nasenflügel, große Augen, schmale Lippen. Ich schwenke eine meiner zum Zeichen des Friedens erhobenen Hände und lasse den Schlüsselbund klimpern, der an meinem Daumen hängt. Er klingt wie eine verbeulte Glocke.

»Ich rufe trotzdem die Polizei«, beharrt sie.

»Tja, also was das angeht ...«

Ich werde von einem Geräusch unterbrochen, das ich in- und auswendig kenne: das Öffnen meiner Haustür. Jana tritt aus dem Gebäude. Jana, blond und hager. Jana mit langem Gesicht. Jana mit weißen Fingerknöcheln. Stocksauer.

Ich mache mir nicht die Mühe, auf die Uhr zu sehen. Jana bleibt zwischen uns stehen – der jungen Frau mit dem pistaziengrünen Koffer und dem gezückten Pfefferspray und mir. Ich stehe immer noch mit erhobenen Armen da, als hätte sie mich gerade überfallen.

»Was ist denn hier los?«, fragt Jana an mich gewandt. Weißer Dampf quillt aus ihrem mürrisch verzogenen Mund. »Alberne Spielchen mit einer Ihrer Freundinnen? Ist das jetzt die neue Freizeitbeschäftigung von euch Polizisten?«

»Ich wollte gerade hochkommen«, gebe ich zurück. »Die Ringbahn ist am Gesundbrunnen nicht gefahren, deshalb bin ich ein bisschen später dran.«

»Und was hatten Sie dort zu suchen?« Hervorgestoßene Silben. »Sollten Sie nicht bei der Arbeit sein, im Revier?«

Autsch. Das hat gesessen.

»Ich war heute früher fertig und musste noch was erledigen.«

»Was erledigen.« Ihre kleinen müden Augen mustern die junge Frau mit dem pistaziengrünen Koffer, genau wie es meine Augen vor einer Stunde am anderen Ende der Stadt getan haben.

»Im Ernst, Jana: Es tut mir leid.«

»Ich habe auch ein Leben, müssen Sie wissen.«

»Wohnt dieser Typ hier im Haus?«, mischt sich die junge Frau ein.

Jana ignoriert ihre Frage, als wäre sie bloß ein entferntes Hupen.

»Ich hab ihm das Abendessen hingestellt«, teilt sie mir mit. »Sie kümmern sich darum, dass er es isst. Vielleicht haben

Sie aber auch was Besseres vor. Ich bin jedenfalls weg, ich hab nämlich schon seit einer ganzen Weile Feierabend.«

»Alles klar.« Ich kapituliere. »Danke fürs Warten. Entschuldigen Sie die Verspätung.«

»Eines Tages lasse ich ihn einfach allein, und dann schauen wir mal, welches Malheur Sie bei Ihrer Ankunft erwartet. Anders scheinen Sie es ja nicht zu lernen.«

Jana drängt sich zwischen uns durch und geht zu ihrem Ford, der einen Steinwurf entfernt parkt. Sie schleppt eine Tüte, in der sie ihre Pflegeutensilien und das Abendessen für ihre Kinder verstaut hat, das sie während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung kocht. Ich würde ihr meine Hilfe anbieten, weiß jedoch, dass sie absolut dazu imstande wäre, mir die Tüte um die Ohren zu hauen.

»Ich weiß noch nicht, ob ich morgen zur üblichen Zeit da sein kann«, höre ich sie zetern. Ich würde ihr gern noch etwas sagen, mich erneut entschuldigen, halte aber den Mund. Bis morgen hat sie sich bestimmt wieder eingekriegt. Es bleibt ihr auch nichts anderes übrig.

Der Ford springt an und entfernt sich mit einem Reifenquietschen, das die Wut seiner Besitzerin widerspiegelt. Ich drehe mich zu der jungen Frau um. Sie sieht mich schweigend an.

»Tut mir leid, wenn ich dir Angst eingejagt habe«, sage ich. Sie antwortet nicht. »Bist du zu Besuch in Berlin?«

Keine Antwort. Ihr Medusenblick sagt alles. Na gut, dann nicht. In meiner Wohnung wartet zu viel Mist auf mich, als dass ich mich weiter bei dieser dummen Ziege einschleimen könnte, die mich für einen Vergewaltiger gehalten hat, nur weil ich hinter ihr die Straße entlanggegangen bin. Ich schließe die Haustür auf, gehe hindurch und lasse sie vor ihrer Nase zufallen. Ich kann auch unhöflich sein, wenn ich will. Das Talent dazu ist uns Berlinern quasi in die Wiege gelegt.

Drinnen atme ich geräuschvoll durch die Nase aus.
Ich hätte die Straßenseite wechseln sollen.

Mein Schlüsselbund klappert, die Wohnungstür geht auf. Wie von einem unsichtbaren Ventilator in meine Richtung geblasen schlägt mir warme Luft ins Gesicht, die nach Ammoniak stinkt, nach Fäkalien, nach Medikamenten. In weniger als einer Minute werde ich mich wieder daran gewöhnt haben. Ich stelle die Sporttasche ab. Sie plumpst so schwer aufs Parkett, als wäre sie voller toter Katzen.

Ich habe nicht die geringste Lust auf das, was mir bevorsteht. Ein Blick auf die Uhr verrät, dass es zwanzig nach sieben ist. Blöde Kuh. Wegen zwanzig Minuten! Okay, ich bin zu spät gekommen, aber sie kann doch nicht einfach so abhauen und ihn alleinlassen!

Natürlich kann sie. Sie kann es nicht nur, sie will es auch. Jeden Abend sehnt sie den Moment herbei, wenn sie ihn nicht mehr sehen muss, klammert sich mit Händen und Füßen an das Ende ihrer vereinbarten Arbeitszeit. Ich sehe sie vor mir, wie sie schweigend neben ihm sitzt, mit verschränkten Armen, ihm nicht einmal mehr antwortet. Vielleicht hat sie einen Speichel-, Schleim- oder Kotzleck auf der Bluse, während sie den Blick fest auf die Uhr richtet und darauf wartet, dass der Zeiger endlich das Ende ihrer Schicht verkündet. Dann springt sie auf, ob ich nun schon da bin oder nicht. Was soll in zwanzig Minuten schon passieren? Nichts.

Oder alles. In zwanzig Minuten kann er ersticken. Das Gewicht verlagern und aus dem Bett fallen. Seine Schläuche in die Finger kriegen und sich mit einem Ruck die Kanüle aus dem Arm ziehen, aus einer Laune heraus, einfach nur, um uns zu ärgern, einfach nur, weil Jana beschlossen hat, ihn ohne Aufsicht zurückzulassen. *Mal schauen, was Lukas für ein Gesicht macht, wenn er ins Zimmer kommt und mich tot vor-*

findet, verblutet auf diesem Bett, das so viel gekostet hat wie eine Jahresmiete. Wenn er zwanzig Minuten zu spät kommt und feststellt, dass mich Jana alleingelassen hat, wenn er mit großen Schritten den Flur durchquert und nach mir ruft, wenn er die Tür aufstößt und das Blut auf dem Zimmerboden sieht, das Blut, das aus meinem durchlöcherten Arm sprudelt wie aus einer Quelle, weil mir danach war, mir mit einem Ruck die Kanüle rauszureißen.

Und ich durchquere in der Tat den Flur, mit großen Schritten, stoße die Zimmertür auf. Innerlich mache ich mich darauf gefasst, tropfende Schläuche zu erblicken, eine größer werdende Blutlache, einen stummen Kadaver auf dem Bett.

»Du findest das lustig, oder?«

Er ist nicht tot. Ist nicht verblutet. Es geht ihm gut. So gut es einem sechsunsechzigjährigen Mann eben gehen kann, der kraftlos im Bett liegt und bald sterben wird. Der vollgepumpt ist mit Medikamenten, die ihn eigentlich in einen tiefen Dämmerzustand versetzen müssten, jedoch inzwischen derart oft durch seine Wasserfallvenen geströmt sind, dass sie kaum noch Wirkung zeigen. Er lebt, und ich weiß nicht genau, ob ich erleichtert oder enttäuscht bin.

»Diese dämliche Pflegerin ist abgehauen und hat mich hier leidend zurückgelassen.«

Er sagt es leichthin, in ruhigem Ton, weil er weiß, dass er keine Intonation braucht, um mir seine Worte einzubrennen. Dazu muss er weder schwach klingen noch verärgert. Er informiert mich lediglich: Diese dämliche Pflegerin ist abgehauen. Sie hat ihn hier zurückgelassen. Leidend.

»Hallo, Papa.«

»Aber du musstest dich ja in irgendwelchen finsternen Gassen herumtreiben und Schwänze lutschen.«

»Ich habe gearbeitet, Papa, das weißt du.«

»Ich weiß nur, dass du nicht hier warst. Wenn du es fertig-

bringst, deinen armen Vater alleinzulassen, bringst du es auch fertig, dir zwei schöne afrikanische Schwänze schmecken zu lassen.«

»Ich mache dir das Abendessen warm.«

»Na klar. Schau, dass du mir Rattengift vorsetzt, dann habt ihr alle eure Ruhe vor mir.«

Ich verlasse das Zimmer und merke, dass ich beim Hereinkommen nicht mal Licht gemacht habe. Flur, Wohnzimmer, Küche – ich schalte eine Lampe nach der anderen ein, eine matt leuchtende Linie, die mich mit der Tür verbindet, hinter der mein Vater angeblich so leidet.

Nein, nicht angeblich. Ich weiß von den Nadelstichen, mit denen der Krebs sein Inneres malträtirt, von den kalten Schauern, die ihm den Rücken hinunterlaufen, dem Druck, der ihm das Atmen erschwert. Er lässt alles still über sich ergehen. Bruno Kocaj wird nicht mit Geifer und Tränen aus dieser Welt scheiden. Er wird nach seinen eigenen Regeln sterben. Genauso, wie er gelebt hat.

Unsere Wohnung liegt im Erdgeschoss, zum Innenhof hin. Er ist schattig und bietet kaum genug Platz für vier Mülltonnen, eine kahle Kastanie und eine Handvoll Fahrräder, die an Metallstangen angeschlossen sind. Ich mache den Kühlschrank auf, und mir schlägt der Gestank von saurer Milch und vergammeltem Gemüse entgegen. Erst da geht mir auf, dass ich mich bereits wieder an den alles überlagernden Krankheitsgeruch gewöhnt habe, der vom Zimmer meines Vaters ausgeht.

Ich stochere in den Kühlschrankfächern herum. Ein halb gegessener, seit Tagen offener Joghurt – in den Müll. Ein mit einer braunen Kruste überzogener Brokkoli. In den Müll. Der Rest ist vollkommen in Ordnung. Das Problem ist nur, dass ... dass ...

Ich atme tief durch.

Doch, ich schaffe es. Natürlich schaffe ich es.